



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Ein sächsisches Gymnasium während des Krieges von
1870/71

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein sächsisches Gymnasium während des Krieges von 1870/71

Don Otto Kaemmel



Wenn von der Stellung des Volks zu militärischen oder politischen Ereignissen die Rede ist, so denkt man dabei kaum an die Schule, die doch die jüngere Generation umschließt; höchstens den Universitäten gönnt man einen Blick. Im Grunde kann das freilich nicht weiter auffallen, denn das junge Geschlecht hat noch kein eignes Urteil und kein Recht mitzusprechen; jenes fängt erst auf der Hochschule an und dieses Recht noch viel später. Und doch ist es vielleicht Unrecht, so wenig darnach zu fragen, wie denn große Dinge auf die Jugend und die Schule eingewirkt haben, denn das Kind ist des Mannes Vater, und starke Eindrücke haften oft fürs Leben. Dieser Einfluß äußert sich ungefähr so, wie auf die große Masse des Volks. Nicht alles wirkt, sondern nur besonders große, erschütternde Thatfachen, und die Teilnahme gestaltet sich nach der Stellung des Staats zum Volke sehr verschieden. Hat das Volk keinen thätigen Anteil am Staate, so bleibt es auch den Ereignissen gegenüber passiv, und passiv bleibt dann auch die Schule; ist das Volk der lebendige Träger des Staats, so nimmt es, wo es überhaupt möglich ist, thätigen Anteil, und dasselbe thut die Schule. Die Stürme des zweiten schlesischen Krieges hat der junge Lessing und mit ihm die Fürstenschule Meissen, in deren friedliche Klosterräume der Kanonendonner von Kesselsdorf hineindröhnte, lediglich als eine lästige Störung empfunden, und nur mit Neugierde, aber ohne wirkliche innere Teilnahme sahen Leopold Ranke und seine Kameraden die Heersäulen Napoleons I. an den Mauern von Schulpforte vorüberziehen. Wie anders war das 1870, in dem ersten Kriege, den das geeinigte deutsche Volksheer führte! In den Programmen der Schulen freilich ist davon wenig mehr zu finden, als eine Anzahl trockner chronistischer Angaben; von dem, was die Herzen der kleinen Schulgemeinde bewegt hat, ist wenig die Rede. Nur persönliche Erinnerung kann hier ergänzend eintreten, und so mag im folgenden der Versuch gemacht werden, aus solchen Erinnerungen heraus zu schildern, wie ein deutsches und zwar ein sächsisches Gymnasium während der gewaltigen Monate vom Juli 1870 bis zum März 1871 gelebt hat.

Die Stadt, der es angehörte, Plauen im Vogtlande, war damals eine Gemeinde etwa von 24000 Einwohnern. Inmitten eines walddreichen, hügeligen Hochlandes malerisch gelegen, auf zwei nach dem breiten Elstertale hin steil abfallenden und durch das ziemlich tiefe Syrathal getrennten Hochebenen, über sich das alte Schloß der Bögte auf dem Rhatschin, wie man dort schreibt, war die Stadt gerade groß genug, ein regeres Leben zu entfalten, und doch klein genug, ihre Bewohner viel enger aneinander zu schließen, als es in einer Großstadt möglich ist. Die Bevölkerung, fränkischen Stammes, hatte längst eine schwunghafte Weißwarenindustrie entfaltet und zählte eine Reihe sehr wohlhabender und intelligenter Männer unter ihren Fabrikanten, die, übrigens ohne eine Spur von Prozedentum, nach süddeutscher Art unbefangen mit allen Ständen verkehrten. Rührig, leicht empfänglich, einer unter Umständen etwas derben Fröhlichkeit nicht abgeneigt, hatten sich die „Plauenschen,“ wie sie sich selber nannten, rasch in die veränderten politischen Verhältnisse seit 1866 hineingefunden und ein reges politisches Interesse entwickelt, dessen Richtung sie allerdings in einen gewissen Gegensatz zu dem umliegenden platten Lande brachte. Liberal und deutschnational, konservativ und partikularistisch schienen damals noch zusammenzufallen; der ersten Richtung huldigte die politisch denkende Bevölkerung der Stadt, der zweiten das platte Land, das von meist kleinen Bauerndörfern besetzt ist und besonders viel Rittergüter (etwa hundert auf den fünfundsanzig Quadratmeilen des sächsischen Vogtlandes) hat. Man war gewöhnt, über die nahe sächsische Grenze hinauszuschauen und mit den Nachbarn drüben in Bayern wie vor allem in den reußischen Fürstentümern, deren verwickelte Gebietsverhältnisse allerdings selbst den Eingeweihten dunkel blieben, unbefangen zu verkehren; man lachte über wunderliche Geschichten an dem kleinen Hofe von Greiz, wohin die „Plauenschen“ gern Ausflüge unternahmen, obwohl die erleuchtete reußische Eisenbahnpolitik die Erbauung einer Bahnlinie dorthin noch verhindert hatte, und man erzählte immer wieder, daß vor 1866 die ganze reußische Armee älterer Linie bei Regenwetter unter dem Thorwege des Schlosses Platz gefunden habe. Man trug aber auch kein Bedenken, die oft in Farbe und Aufdruck kaum noch kenntlichen, schmutzigen „wilden“ Thalerscheine dieser „Raubstaaten,“ die massenhaft über die Grenze kamen und von dem Kredit des sächsischen und preußischen Papiergeldes Vorteil zogen, im Verkehr als vollwertig anzunehmen und auszugeben. Mit einigem Stolge wies der Plauensche Lokalpatriotismus auf einige Persönlichkeiten hin, die in naher Vergangenheit eine bedeutendere politische Rolle gespielt hatten, den Amtshauptmann Karl Braun, den „Märzminister“ von 1848, einen langen, hagern, ernst dreinschauenden Mann, den Gründer der liberalen Partei in Sachsen, Heinrich von Dieskau, einen ehrwürdigen, alten weißbärtigen Herrn, und den Rechtsanwalt Moritz Kirbach, damaligen Sekretär der Handelskammer, der die Teilnahme am Maiaufstande 1849 mit langjähriger, harter Kerkerhaft

gebüßt hatte und jetzt ein anerkannter Führer der Liberalen war. Das Bedürfnis nach politischer Belehrung befriedigte nach Kräften der Vogtländische Anzeiger unter der Redaktion eines frühern Bürgerschullehrers Günnel, eines originellen Kauzes von derber Ehrlichkeit, der sich nie so recht zur Anerkennung des Norddeutschen Bundes entschließen konnte, aber in seiner Art ein gut deutsch gesinnter Mann war und auf ausgedehnten Wanderungen Land und Leute kennen gelernt hatte. Sehr anspruchslos war ein zweites kleines Blatt, Der Vogtländer.

Inmitten dieser Bevölkerung stand das Gymnasium, seit 1854 mit einer zunächst sechsklassigen Realschule unter derselben Direktion und unter der gemischten königlich-städtischen Kollatur verbunden und in einem ziemlich neuen Gebäude in der westlichen Vorstadt untergebracht, das in seiner hohen Lage die Stadt und die Gegend weithin beherrschte. Die Doppelanstalt hatte damals etwa dreihundert Schüler. Für vornehmer galt das Gymnasium, in das auch die meisten Kaufherren und Fabrikanten ihre Söhne zu schicken pflegten. Viele der Schüler stammten aus der Umgegend und aus sehr bescheidenen Verhältnissen, aber sie waren im ganzen gutartig und eifrig, betrachteten es auch noch keineswegs als ein Attentat auf ihre Menschenwürde, wenn bei ernstern Fällen in den untern Klassen der Rohrstock gebraucht wurde. Noch war das Andenken an die Vorgänger des damaligen Rektors Theodor Döhner, an Friedrich Palm und Rudolf Dietsch sehr lebendig; jener hatte das Gymnasium durch das hohe Ansehen seiner energischen und bedeutenden Persönlichkeit aus tiefem Verfall emporgehoben und zur Blüte gebracht, wenn auch seine streng konservative und orthodoxe Gesinnung ihm manche Gegner erweckt hatte. Dietsch genoß als Verfasser eines weitverbreiteten historischen Lehr- und Handbuchs und als tüchtiger klassischer Philolog einen anerkannten wissenschaftlichen Ruf und lebte daneben fort in zahlreichen wunderlichen Redensarten.

Unter den Lehrern war damals unzweifelhaft der bedeutendste Charakterkopf Otto Hermann Gessing, der erste Lehrer der Religion und des Deutschen, ein geborner Dresdner, damals im Anfange der Sechzig (geb. 1809). Aus einem mächtigen, fast kahlen Haupte, das er in der Schule und im Hause mit einem hohen schwarzen Sammetkäppchen zu bedecken pflegte, und das mit einem dichten weißen Rundbart umgeben war, schauten ein paar große blaue Augen fest und gebieterisch auf die Schar seiner Schüler. Da war keiner, der sich ihm gegenüber auch nur mit einer unehrerbietigen Geberde, geschweige mit einem unpassenden Worte hervorgewagt hätte. Denn er war nicht nur ein ausgezeichnete Lehrer, der sogar der Logik ein lebendiges Interesse zu verleihen wußte, sondern er übte auch auf die Schüler einen außerordentlichen sittlichen Einfluß, sowohl durch seine Stunden wie durch die wöchentliche Bibelktion, die er am Sonnabend nach dem Schlusse des Unterrichts mit dem ganzen Cötus abhielt, und durch die Andachten vor der gemeinsamen Abend-

mahlfeier. Mit seiner zahlreichen Familie und seinen Pensionären hauste er in einem alten weitläufigen Gebäude an der Hauptkirche auf der alten Stadtmauer und sah von dort aus den Fenstern seiner engen, bescheidenen, mit Büchern vollgestopften Klause rauchumhüllt auf das breite grüne Elstertal zu seinen Füßen und auf die gegenüberliegenden Höhen; dort war er auch am ehesten zu behaglichem Blaudern geneigt. Gern erzählte er da von seinem Leben, wie er gegen seine eigentliche Neigung seiner Mutter zuliebe Theolog geworden sei, dann längere Zeit als Hauslehrer, als „Lehrkerl,“ wie man dort zu sagen pflegte, auf einem adelichen Gute in der Nähe von Stettin pommerische Junker erzogen, und wie sehr es dem sächsischen Kandidaten imponirt habe, daß diese adelichen Kreise auf jeden mit Verachtung gesehen hätten, der 1813/15 nicht „dabei gewesen“ sei, denn fast jeder dieser Herren trug das Eisene Kreuz. Sehr zeitig war er dann nach dem Vogtlande gekommen und hier ganz heimisch geworden, also unter Umständen auch zu einer gewissen Verbtheit des Auftretens geneigt. Er pflegte dann zu sagen, daß er die „Kindsledernen“ (Stiefel) anziehen müsse. Dann konnte der sonst so gehaltne, ernste Mann sogar leidenschaftlich werden. Von der Welt hatte er auf weiten Wanderungen manches gesehen; damals war er sehr seßhaft geworden, nur einmal kam er in diesen Jahren der Erholung wegen in die Schweiz. Aber er sah mit klugen Augen und gesundem Urtheil in die Welt und führte ein genaues Tagebuch über alles, was ihm begegnete und interessant war, merkwürdigerweise in neuhebräischer Kursivechrift, damit es niemand außer ihm lesen könne. Daß er 1870 die Redaktion des Vogtländischen Anzeigers übernahm, war für das Blatt ein Vorteil, wengleich er einen schwerflüssigen Stil schrieb und seine Leitartikel mehr Gedanken enthielten, als die Mehrzahl seiner Leser vertragen konnte. Als er am 16. Juli 1874 einem Herzleiden erlag, setzten ihm seine dankbaren Schüler einen Grabstein, dessen Inschrift mit den bezeichnenden Worten schließt: „Er war ein Mann.“ Anspruchslos wie er lebte das Kollegium überhaupt, denn begüterte Leute gab es nicht darunter, und die Gehalte waren schmal. Soviel aber auch gelegentlich darüber und auch über andres räsonirt wurde, und trotz mancher persönlichen Häßleien, wie sie überall vorkommen, thaten doch die Amtsgenossen unverdrossen ihre Pflicht, genossen auch die Freuden einfacher Geselligkeit innerhalb und außerhalb des Hauses, durchstreiften viel die anmutige Umgebung der Stadt und nahmen auch an politischen Dingen meist regen Anteil.

Um so größer war die Aufregung, als am 4. Juli die ersten Nachrichten von der spanischen Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern eintrafen. An Krieg dachte zunächst natürlich niemand, aber schon vor dem Eintritt in die Sommerferien war er unzweifelhaft. In der letzten Geschichtsstunde der Gymnasialprima gab ich daher den Schülern einen kurzen Überblick über die Verwicklung und schloß mit den Worten: „Wenn wir, was Gott

verhüte, unterliegen sollten, dann wehe uns! Dann gehen uns das linke Rheinufer und die Errungenschaften der letzten Jahre alle wieder verloren; wenn wir aber siegen — und das hoffen wir zu Gott —, dann haben wir in Zukunft die Grenze Deutschlands nicht mehr am Rheine, sondern auf den Vogesen zu suchen.“ Auf der Heimreise in die Ferien nach der Lausitz, am 16. Juli, las ich in Chemnitz die entscheidenden Nachrichten aus Paris und die kurze, aber schwerwiegende Berliner Depesche: „Die Mobilisierung der gesamten Armee des Norddeutschen Bundes ist angeordnet“; bei der Ankunft in der Heimat fand ich dort das Gerücht verbreitet, daß die Franzosen schon in Baden stünden. Nach Lage der Sache schien das nur allzuglaublich, und doch erwies es sich als eine Tatarennachricht. Unter wachsender Spannung verzogen die nächsten vierzehn Tage mit der planmäßigen Mobilisierung, die zum erstenmale auch in Sachsen tief in alle Verhältnisse eingriff. Dann begannen die Truppentransporte. Da Plauen an einer der großen Linien nach dem Westen (Linie E) lag, so war es auf das stärkste daran beteiligt. In endlosen Wagenzügen, jeden Tag dreißig und mehr zu durchschnittlich hundert Achsen gingen das V. und das VI. Armeekorps an der Stadt vorbei, von einem freiwilligen Verpflegungsausschuß aus der Bürgerschaft empfangen und nach Kräften beköstigt. Am 26. Juli reiste der Kronprinz von Preußen nach München durch und wurde auf allen Stationen mit brausendem Jubel begrüßt, als ob man geahnt hätte, welch glänzender Siegeslaufbahn er entgegenging. Die ganze Bevölkerung war in tiefster Erregung; diese wuchs aufs höchste, als die Garnison der Stadt, die zu der Bürgerschaft in dem besten Verhältnis stand, das 6. sächsische Infanterieregiment Nr. 105, und dann das Ersatzbataillon ins Feld ging. Waren doch diesmal auch zahlreiche Söhne gebildeter Familien zur Fahne berufen, und neben einer Anzahl ehemaliger Gymnasiasten auch zwei damalige Schüler, ein Unter- und ein Oberprimaner, von denen der zweite gegen das Ende der Ferien, am 12. August, seine Reifeprüfung in abgekürzter Form bestand. Mit seiner Entlassung durch den Rektor wurde am 15. August Montags die Schule wieder eröffnet; er selbst verabschiedete sich in kurzer Ansprache, und erschütternd und erhebend klang zum Schlusse der einfachen Feier durch die kleine Schulgemeinde, an die der schwere Ernst der Zeit so unvermittelt und so nahe herangetreten war, das alte protestantische Kampf- und Siegeslied: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen! Ich benutzte darauf in allen meinen Geschichtsklassen die ersten Stunden, um einen Überblick über den bisherigen Gang der Ereignisse zu geben, und habe das während des Krieges noch mehrfach wiederholt.

Nicht so ganz leicht fanden sich Lehrer und Schüler in den gewöhnten Gang der Arbeit wieder hinein. Denn beständig gingen Nachschübe auf der Linie E vorüber, bald kamen auch kleine Verwundetentransporte zurück; der hochgelegene ziemlich entfernte Bahnhof wurde ein Hauptziel der Spaziergänge und ein beliebter Sammelpunkt. Dazu liefen täglich Depeschen vom Kriegs-

Schauplatze ein, die sofort öffentlich angeschlagen wurden, und es förderte die Vertiefung in die Unterrichtsgegenstände nicht, daß sie immer an einem Steinpfeiler der Garteneinfassung des gegenüberliegenden Seminars erschienen. Bei wichtigeren Ereignissen stiegen außerdem sofort Flaggen in der Stadt auf, vor allem auf dem altherwürdigen Rathause, und da man diese von manchen Klassen des die ganze Stadt beherrschenden Schulgebäudes aus sehen konnte, so war die Aufmerksamkeit zuweilen mehr auf die Fenster als auf den Lehrer gerichtet. So tauchten am Vormittage des 18. August die Fahnen des Rathauses auf, und die gegenüber am Seminar angeschlagene Depesche brachte die erste Kunde von dem blutigen Kampfe bei Mars la Tour. Am 19. abends hatten wir die Nachricht von Gravelotte und St. Privat; sofort wurden Sammlungen von Geld und Erfrischungsgegenständen für die Verwundeten angeregt, und am nächsten Mittag, Sonnabends, forderten große Plakate zur Beteiligung auf. Nachmittags gingen zahlreiche Wagen, von jungen Leuten, auch Schülern der obern Klassen, begleitet, durch die Stadt, um die reichlich fließenden Gaben in Empfang zu nehmen. Noch wußten wir nicht, ob das XII. Armeekorps, ob insbesondre unser Regiment im Feuer gewesen sei. Voll Spannung und doch gehobnen Herzens sahen wir am Sonntag einen großen Transport schlesischer Artillerie vorübergehen, die nach Straßburg bestimmt war, und eifrig beteiligten sich Lehrer und Schüler bei der Spende von Erfrischungen. Welch ein Eindruck: siegreiche Schlachten lagen hinter uns, Männer, die zu neuen Kämpfen auszogen, sahen wir vor uns, und um uns ein Volk, das sie bei Ankunft und Abfahrt mit brausendem Hurra begrüßte.

Da trafen am Montag, am 21. abends, die ersten großen Züge von Verwundeten aus den Schlachten um Metz ein, viele Sachsen darunter, und wir erhielten die ersten genauern Nachrichten. Das ganze XII. Armeekorps hatte im Feuer gestanden, unter den ersten Truppen auch das 105. Regiment. Ungeheure Aufregung ging durch die Stadt, fast alle Offiziere wurden von dem übertreibenden Gerüchte tot gesagt. Erst die Verlustlisten brachten am 22. Gewißheit, den einen die Bestätigung seiner Befürchtungen und damit tiefe Trauer, den andern die Erlösung von banger Spannung. Eine Reihe uns wohlbekannter Offiziere, mit denen wir noch vor wenigen Wochen friedlich verkehrt hatten, war tot oder verwundet, darunter alle Adjutanten des Regiments, und auch ein ehemaliger Schüler des Gymnasiums war unter den Gefallnen, ein anderer hatte beim Sturm auf St. Marie-aux-Chênes einen Schuß durch die Brust erhalten, genas übrigens später wieder. Zugleich wurden aus Soldatenbriefen die ersten Einzelheiten von der Schlacht bekannt: der verheerende Kugelregen der Chassepots, das betäubende, sinnverwirrende Getöse des Kampfes, die Ruhe und Tapferkeit der Unfern, die Unzahl der Verwundeten, der schreckliche Anblick des Schlachtfeldes. Umso freudiger begrüßte man es, daß am Vormittage des 22. August zwei junge Kaufleute mit den angesammelten Gaben in dreiundsechzig Kisten, Körben und Fässern nach dem Kriegsschauplatze abreisten, um

sie den Lazaretten um Metz zuzuführen. Sie arbeiteten sich auch glücklich über Saarbrücken bis in die deutschen Stellungen westlich von Metz durch und brachten vom Schlachtfelde des 18. August eine reiche Ausbeute von französischen Waffen, Granatsplittern, Patronen und dergleichen mit.

Nach den gewaltigen Schlägen um Metz trat eine Art von Pause ein. Erst allmählich in den letzten Tagen des August und den ersten des September wurde es klar, daß sich eine neue große Entscheidung vorbereite. Da am Sonnabend, am 3. September, vormittags gegen 10 Uhr lasen wir an unserm stets mit Spannung beobachteten Steinpfeiler die Depesche von Sedan! „Der Kaiser gefangen, gefangen das ganze feindliche Heer!“ so ging es wie ein Lauffeuer durch die Schule. Da war kein Halten mehr, der Unterricht wurde sofort geschlossen, jubelnd stürmte die Jugend hinaus in die Stadt, überall Flaggen, Jubelgeschrei, Musik. Im Nu ordnete sich ein Festzug, ein Musikkorps voran, wer ihm begegnete, schloß sich an, alt und jung, vornehm und gering, immer und immer wieder erscholl hundert- und tausendstimmig die Wacht am Rhein. Am Abend war die Stadt illuminirt, auf dem Markte hielt der Superintendent Beyer vor einer dichtgedrängten Menschenmasse eine patriotische Ansprache, und die Freudenschüsse krachten in die Nacht hinaus. Nähere Nachrichten aus Soldatenbriefen zeigten uns wieder unser wackeres Regiment im Feuer; es hatte mit dem zwölften Jägerbataillon drei Mitrailleusen und einen Adler erbeutet, wobei ein uns wohlbekannter Hauptmann gefallen war; am 2. September vormittags hatte dem Regiment der Kriegsminister von Roon, der seinen verwundeten Sohn auf dem Schlachtfelde suchte, im Bivak die Nachricht von der bevorstehenden Kapitulation der Franzosen mitgeteilt und damit einen ungeheuern Jubel hervorgerufen; am Nachmittage hatte es zum erstenmale den König Wilhelm begrüßt.

Die langen Züge von gefangnen Franzosen, die um die Mitte des Monats an Blauen vorübergingen, bewiesen auch uns augenfällig die Größe des Sieges. Aber der von vielen erhoffte Friede kam nicht, und in den ersten Tagen unsrer Michaelisferien bewiesen uns starke Truppennachschübe, daß sich die deutsche Heeresleitung auf eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges gefaßt mache. Dazwischen gingen kleinere und größere Verwundetentransporte; die Leute erhielten auch immer Blumen zu den Erfrischungen, worüber sie sich immer ganz besonders freuten. Mit Ungeduld und schmerzlicher Teilnahme harrten wir der Nachrichten von Straßburg; es wirkte wie eine Erlösung, als endlich am Nachmittage des 28. September die ersehnte Kunde von seinem Falle eintraf. Wie lebendig wurde uns damals das alte halbvergeffene Volkslied:

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So manlicher Soldat!

Allmählich begriff man, daß sich der Charakter des Krieges änderte. Mit einer Art wilden Gleichmuts fand man sich darein, daß er den Winter über andauern und statt sich in gewaltigen raschen Entscheidungsschlägen wie bisher zu entladen, in langwierigen, erschöpfenden Kämpfen verlaufen werde. Die Truppendurchzüge, jetzt meist Landwehren, und die Verwundetentransporte waren etwas alltägliches geworden — vom 23. August bis Ende Oktober passirten die Stadt allein an Kranken, Verwundeten, Gefangnen und Bedeckungsmannschaften gegen 18000 Mann —; unverdroffen waltete draußen auf dem Bahnhofe der Verpflegungsausschuß, von Lehrern und ältern Schülern nach Kräften unterstützt, seines nicht immer leichten Amtes, und von Zeit zu Zeit wurden neue Sammlungen von Erfrischungen und Geld veranstaltet. Man war gewohnt, jeden Abend regelmäßig seine Kriegsdepeschen in Empfang zu nehmen; man ärgerte sich, wenn Pobjielski immer wieder telegraphirte: „Vor Paris nichts neues,“ und man fand es ganz selbstverständlich, daß jeden Tag ein siegreiches Gefecht oder die Übergabe einer Festung gemeldet wurde. So ging es bis gegen Ende Oktober. Endlich, am Abend des 27. Oktober, lief die geradezu erschütternde und überwältigende Nachricht ein, daß Metz gefallen sei; mit 170000 Mann, 53 Adlern und Fahnen, 541 Feld- und 800 Festungsgeschützen war die jungfräuliche Festung in deutscher Hand! Unbezüglich brach da wieder der Jubel los. Freudenschüsse krachten durch die Nacht, auf dem Markte drängten sich die Menschenmassen Kopf an Kopf, von den erleuchteten Häusern wehten die Fahnen, vor dem Rathause brannten die Gaspyramiden, ein Musikkorps spielte patriotische Weisen, die die Tausende andächtig mitfangen: Was ist des Deutschen Vaterland?, die Wacht am Rhein u. a., und der Bürgermeister Kunze brachte ein begeistertes Hoch aus auf Deutschland, sein tapferes Heer und seine Führer. Am nächsten Tage war die ganze Stadt reich beslaggt; auch vom Gymnasium wehten zum erstenmale mit den sächsischen die neuen deutschen Farben.

Und nun kamen in langen Zügen, ununterbrochen bei Tag und Nacht, auf ihrer endlosen Fahrt nach den schlesischen Festungen die Gefangnen von Metz, in acht kalten Novembertagen im ganzen 20000 Mann mit 1000 Mann Bedeckung. Es waren unvergeßliche Bilder, die sich da entrollten. Ich hatte 1866 Scharen gefangner Österreicher gesehen, doch was war das dagegen! Ein ungeheures Schicksal zog an uns vorüber. Der erste Zug, den ich sah, brachte am 4. November 900 französische Offiziere, gehütet von 40 strammen Westfalen, die schlicht und ohne viel Worte von unsäglichen Strapazen erzählten. Die gefangnen Offiziere waren zum Teil stattliche Leute und hielten sich gut; in ihre dunkelblauen Kapuzenmäntel gehüllt sahen sie meist finster und stumm vor sich nieder. Am nächsten Tage kam unter anderm ein gewaltiger Zug von 2000 Gefangnen mit 150 Mann Bedeckung, zu je 40 in einem Packwagen. Ein bunter und doch ein erschütternder Anblick! Leute aller

Waffengattungen, dunkelblaue, rotbehoste Linieninfanterie, hellblaue Jäger mit gelben Aufschlägen, Husaren in reichverschmürtem Attila, Karabiniers in roten, Artilleristen in weißen Mänteln, alle Kleidung verblichen, abgetragen, beschmutzt, die Gesichter abgemagert, bleich, gelb, erschlafften, müden Ausdrucks; unter dem schwarzen Haar lagen die dunkeln Augen tief in den Höhlen. Und daneben ihre Besieger, die breitschultrigen, blonden, gutmütigen Pommeren! Dankbar nahmen diese, was wir ihnen an Erfrischungen boten, kräftige Bouillon mit Semmeln; mit der Gier des lange nicht gestillten Hungers sahen ihnen die Gefangnen zu: *Donnez, donnez!* hieß es immer wieder, und bittend drängten sie sich um uns. Gern gaben wir ihnen, was übrig blieb; wie sie darüber herfielen! Moralischen Halt hatten sie wenig mehr. Nicht nur Epauletten und Uniformknöpfe verhandelten sie um ein paar Groschen, sondern auch militärische Denkmünzen, denn viele, auch manche unsrer Schüler, verschafften sich gern ein solches Andenken. Finster sah ein alter, graubärtiger Unteroffizier, der echte Typus dieser einst ruhmvollen Armee, dessen Brust die Denkmünzen vom Krimkriege, vom italienischen Feldzug 1859, von China und Mexiko trug, auf diesen unwürdigen Handel. Am leichtesten schienen die zahlreichen Elsäßer und Lothringer ihr Schicksal zu nehmen. Sie brachten eifrig ihr Deutsch an den Mann und schienen gar nicht unzufrieden, wenn man ihnen sagte, nun würden sie deutsch; sie selbst sagten stets: Wir sind Deutsche, und nannten die Nationalfranzosen regelmäßig die „Welschen.“

Am 10. November kam ein guter Teil der Kaisergarde durch, die eine bessere Haltung zeigte, so erbärmlich die Leute auch aussahen. Da man bei dem gewöhnlich langen Aufenthalt die Gefangnen meist aussteigen ließ, weil man ziemlich sicher war, daß sie bei ihrer Entkräftung in dem unbekanntem Lande nicht entlaufen würden, so bedurfte es zuweilen des entschlossenen Auftretens der Bedeckungsmannschaft, um sie, wenn das Trompetensignal zum Einsteigen erscholl, wieder in die Wagen zu bringen; dann half wohl ein energisches: *Entrez, monsieur!* oder eine vielsagende, durchaus unzweideutige Handbewegung eines deutschen Unteroffiziers nach; ein blutjunger sächsischer Offizier, der einmal einen solchen Transport leitete, mußte sogar den Degen ziehen, um den Gehorsam zu erzwingen.

So kam der lange harte, schneereiche Winter, es kamen die blutigen Schlachten an der Somme und an der Loire, die Schrecknisse und Verluste eines greuelvollen Vandenkriegeß, und vor Paris das zähe Aussharren ohne Entscheidung, dazwischen für uns immer wieder Transporte von Kranken und Verwundeten und Ersatztruppen. Gar mancher Zug brachte auch die Leiche eines Offiziers zurück; dann war der Wagen, in dem der Sarg stand, mit einem einfachen Kreuz bezeichnet. Die Stimmung in der Stadt war nicht niedergeschlagen, aber sehr ernst. Manches Haus war in tiefer Trauer um einen Gefallnen, zahlreiche Familien sahen mit schweren Sorgen hinaus auf den

Kriegsschauplatz, die üblichen Wintervergnügungen, Konzerte, Bälle u. dergl., wurden eingestellt. Auch die kleine Schulgemeinde stand unter dem Druck der schweren Zeit. Als sie am 19. November nach dem Brauche die Gedächtnisfeier ihrer im Jahre 1869/70 verstorbenen Angehörigen beging, da waren unter den 22 Toten des Jahres 8, die der Krieg in blühender Jugendkraft hinweggerafft hatte, 2 bei Wörth, je einen bei Mars-la-Tour und Gravelotte, 4 bei Sedan. Zwei kamen später noch hinzu. Die Namen aller wurden noch 1871 auf einer Gedenktafel in der Aula verewigt. Am Totensonntage wurden in der überfüllten Hauptkirche die Namen der vor dem Feinde gebliebenen Gemeindeangehörigen verlesen, es waren ihrer 18. Dazu gingen in den letzten Novemberwochen in großen Zügen die Ersatztruppen des XII. Armeekorps durch, etwa 8000 Mann, und wir mußten uns auf neue verlustvolle Kämpfe gefaßt machen. Sie blieben nicht aus und trafen auch unser Armeekorps um so schwerer, als die grimmige Ausfallschlacht von Brie und Champigny am 30. November und 2. Dezember die beiden (damaligen) Leipziger Regimenter Nr. 107 und 108, in denen besonders viele eben ausgehobne Studenten auch aus dem Vogtlande standen, furchtbar mitnahm. Das Schützenregiment Nr. 108 ließ sogar ein Drittel seines Bestandes, 35 Offiziere und 880 Mann auf dem Platz. Einer unsrer ehemaligen Schüler war am 2. Dezember durch den Unterleib geschossen worden und in den Armen eines zuspringenden Kameraden, seines ehemaligen Mitschülers, zusammengebrochen, da in dem Augenblicke die ihnen gegenüberstehenden Franzosen das Zeichen der Ergebung gemacht und sie dadurch getäuscht hatten. Der andre aber — er hat es mir später selbst, zitternd vor innerer Erregung, erzählt — läßt den sterbenden Freund zu Boden gleiten, kehrt, rasend vor Wut und Schmerz, sein Gewehr um und schlägt dem Franzosen, der den verräterischen Schuß abgegeben hat, mit dem Kolben den Schädel ein, das Werk einer Sekunde. Ein anderer ehemaliger Zögling der Anstalt, der sie erst zu Ostern 1870 verlassen hatte und im sächsischen Garde-reiterregiment als Freiwilliger diente, war dem heimtückischen Überfalle von Strepagny in der Nacht des 29. November nur dadurch entgangen, daß er zufällig auf Vorposten gestanden hatte; zwei andre alte Schüler kehrten in diesen Tagen schwerkrank aus dem Felde zurück. Das alles gab keine Stimmung zu der Feier der Königsgeburtstages (12. Dezember) in der sonst üblichen Form. Die Schüler der obern Klassen verzichteten freiwillig auf den Schülerball und bestimmten das gesammelte Geld für die Verwundeten. Nur der Aktus fand wie immer statt. Dabei war eine ganz ungewöhnlich reife Leistung die deutsche Rede eines Oberprimaners über den Unterschied des antiken und des modernen Patriotismus, an der alles seine Freude hatte, denn sie zeigte greifbar die Wirkung der großen Zeit auf unsre Jugend. Der junge Mann hat unsre Hoffnungen nicht getäuscht, es war der jetzige Professor der klassischen Archäologie in Bonn, Georg Böhcke. Die Aushebung gegen Ende des Jahres

erklärte von fünf unserer Gymnasiasten vier als diensttauglich; auch sie hatten unter Umständen noch die Gelegenheit, ins Feld zu gehen.

Die Weihnachtsferien verliefen sehr still, doch in wachsender Spannung; man sah, draußen ging es doch allmählich zu Ende. Mit grimmiger Genugthuung vernahm man, daß die ungeduldig erwartete Beschießung von Paris in den letzten Tagen des Jahres endlich begonnen habe, aber wie schwere Opfer der Krieg beständig noch forderte, daran wurden wir doch immer wieder erinnert. Gerade in den Weihnachtstagen brachte ein langer Zug durch hohen Schnee und bei eisigem Winde Hunderte von Verwundeten aus den Schlachten an der Loire; manche waren mit bis vor Tours gewesen. Dann gingen in den ersten Januar Tagen 1871 Verstärkungen aller möglichen Waffengattungen von verschiedenen Armeekorps nach dem südwestlichen Kriegsschauplatz durch, darunter die zweite leichte sächsische Reservebatterie Kreuzsch; die sichtlich Eile dabei verriet, daß es sich um etwas Großes handelte. In der That waren sie zur Verstärkung Werders bestimmt und fochten dann am 15., 16. und 17. Januar mit gegen Bourbaki an der Lisaine. Verwundete, die später von dort zurückkehrten, erzählten mit schlichten Worten von dem heldenmütigen Kampfe: „Wir sagten uns, hier kommt niemand durch, und es ist niemand durchgekommen.“

Schon wußten wir, daß über den Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund und über die Erneuerung des Deutschen Reichs verhandelt werde, und beobachteten mit tiefem Unmut die Haltung des bayrischen Landtags, aber die Nachricht von der Kaiserproklamation zu Versailles kam uns doch überraschend. Da eine amtliche Verkündigung bei uns nicht stattfand, so vollzog ich sie auf eigne Faust, indem ich in meinen Geschichtsklassen die Proklamation Kaiser Wilhelms vorlas und daran einige Bemerkungen über den Unterschied des mittelalterlichen und des neuen Kaisertums knüpfte. Mit diesem ruhmvollen Abschluß der deutschen Entwicklung verband sich der nicht minder ruhmvolle des Krieges. Am Nachmittage eines Sonntags, des 29. Januar, traf die Depesche ein, daß Paris kapituliert habe. Rasch bedeckten sich die Häuser mit Fahnen, abends war die Stadt illuminiert, und das Siegesgelläute hallte ins Land hinaus. Da wir nun den baldigen Abschluß des Friedens erwarten durften, so rüstete sich alles auf eine große allgemeine Feier und harrete mit unsäglicher Spannung der Nachricht. Es war am 27. Februar, Montags, als gegen Mittag, noch während der letzten Unterrichtsstunde das Telegramm einlief, daß der Vorfriede unterzeichnet sei. Sobald die ersehnten Flaggen auf dem Rathause aufstiegen, die ich vom Ratheder der Prima aus sehen konnte, wurde die Schule geschlossen, und alles zerstreute sich in die Stadt. Nur die Annahme der Friedensbedingungen durch die Nationalversammlung in Bordeaux stand noch aus. Tag für Tag, Stunde für Stunde harreten wir ungeduldig; endlich am Freitag, am 3. März nachmittags, hieß es,

die Depesche sei da. Während im hellen Glanze der Frühlingssonne Tausende auf ihre Veröffentlichung warteten, begann gegen 6 Uhr das Glockenläuten; in wenig Minuten entrollten sich Tausende von Fahnen, das Rathhaus prangte in den Farben des Reichs, des Landes und der größern Bundesstaaten und trug die Namen der siegreichen Schlachten an seiner Front; beim Eintritt der vollen Dunkelheit flammten in allen Straßen die Lichterzeilen auf, nur hier und da blieb ein Trauerhaus dunkel, und gegen 7 Uhr bildete sich der Fackelzug, unsre Oberklassen mit der Schulfahne mit darunter, der sich wie eine feurige Schlange durch die Straßen nach dem Markte wand. Vom Rathhause leuchtete zum erstenmale der Reichsadler mit dem gekrönten W, daneben die Namenszüge unsers Königs und seiner beiden Söhne, sowie die des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Friedrich Karl, während zugleich Tafeln mit den Namen der gefallnen Gemeindeangehörigen (zwanzig) ernst an die Opfer mahnten, mit denen so Großes erkämpft worden war. Tausendstimmig stieg nach einer Ansprache aus tiefstem Herzen zum klaren Nachthimmel der Choral empor: Nun danket alle Gott.

Die Schule ließ die große Zeit ausklingen in ihrer ersten Kaiserfeier am 22. März, die zugleich ihre Friedensfeier war, und bei der ich vor einer großen Versammlung die Festrede über das Thema hielt: „Was hat uns der Krieg gebracht?“ Doch nur langsam kehrten wir zu ruhiger Stimmung und Arbeit zurück, denn bis in den Mai hinein gingen die Züge der heimkehrenden Truppen, meist vom V. und VI. Armeekorps, fort. Der Bahnhof war mit Laubgewinden und Fahnen geschmückt, lauter Jubel dichtgedrängter Scharen begrüßte immer wieder die Wackern; die Offiziere wurden im Bahnhof bewirtet, darunter auch der General von Kirchbach, Kommandeur des V. Korps, der die erste siegreiche Schlacht bei Wörth eröffnet hatte; die Mannschaften erhielten Erfrischungen, Blumensträußchen und ein Gedicht, das mit den Versen schloß:

Das Vaterland, wie neu genesen
Im Frühlingschmuck begrüßt es euch;
Derweil ihr überm Rhein gewesen,
Erwuchs daheim ein Deutsches Reich.

Für uns alle, Lehrer wie Schüler, die wir diese gewaltige Zeit mit Bewußtsein durchlebt haben, ist die Erinnerung daran ein unschätzbares und unvergängliches Besitztum für das ganze Leben geworden. Denn damals wurde es uns klar, daß das höchste irdische Gut des Mannes der Staat, das Vaterland ist, und daß erst in einem großen, gerechten Kriege ein Volk wirklich zum Volke, zur bewußten Gesamtpersönlichkeit wird. Da treten Selbstsucht und Eigennutz und Parteigegegensätze zurück, da erst kommt das Größte und Beste der menschlichen Natur, die Fähigkeit für andre, für die Gesamtheit Opfer zu bringen und sich selbst zu vergessen, zur vollen Geltung, da ver-

schwindet alles vor der einen großen Idee des Vaterlandes. Nicht jedem Geschlechte ist es beschieden, solchen Segen an sich zu erfahren; wer ihn aber erfahren hat, der fühlt etwas in sich, was ihn von der jüngern Generation unterscheidet, und der sieht mit Veringschätzung auf alle Arten von Kleinlichkeit und Sondertum herab, denn er versteht sie nicht mehr.



Die einheitliche Regelung des Notariats durch die Reichsgesetzgebung

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau



Das preussische Abgeordnetenhaus hat bei der Beratung des Notariatsgesetzes am 15. Juli 1890 folgende Resolution angenommen: Die Staatsregierung möge dahin wirken, daß das Notariatswesen einheitlich für das ganze Reich geregelt werde. Für eine ähnliche Resolution hat sich im Dezember 1897 die Reichstagskommission zur Beratung des Gesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und demnächst der Reichstag selbst erklärt. Sollte die Reichsgesetzgebung dieser Anregung folgen, so wird sie vor eine überaus schwierige Aufgabe gestellt; denn auf keinem Gebiet der Rechtspflege besteht seit etwa einem Jahrhundert eine derartige Buntscheckigkeit, wie auf dem des Notariats, nicht bloß zwischen den einzelnen Bundesstaaten, sondern zuweilen sogar innerhalb desselben Staates. In einigen Staaten (so in Oldenburg, dem rechtsrheinischen Hessen und in einzelnen thüringischen Staaten) giebt es überhaupt keine Notare; die in andern Staaten bestehende Verschiedenheit hängt mit der Regelung der freiwilligen Gerichtsbarkeit in diesen Staaten zusammen.

Es sind hier zwei große Gruppen zu unterscheiden. In den altpreussischen Provinzen und den meisten norddeutschen Staaten ist von jeher die freiwillige Gerichtsbarkeit — das Vormundschafts-, Grundbuch-, Register-, Nachlaß- und Beurkundungswesen — von den Gerichten ausgeübt worden. Neben den Gerichten giebt es (in Preußen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts) auch Notare; ihre Amtsobliegenheit besteht jedoch lediglich in der Beurkundung von rechtsgeschäftlichen Erklärungen und rechtserheblichen Vorgängen. Das Publikum hat es hierbei (abgesehen von gewissen, den Gerichten ausschließlich vorbehaltenen Beurkundungen) in seiner Wahl, das Gericht oder den Notar anzugehen. Demzufolge besteht und bestand in den gedachten Rechtsgebieten das Amt des